

**mare**



Zigmunds Skujinš

# DAS BETT MIT DEM GOLDENEN BEIN

LEGENDE EINER FAMILIE

Roman

Aus dem Lettischen übersetzt  
und mit Anmerkungen von  
Nicole Nau

Mit einem Nachwort von  
Judith Leister

**mare**

Die Originalausgabe erschien 1984 unter dem Titel:  
*Gulta ar zelta kāju* im Verlag Liesma, Riga, und wurde 2014  
bei Zvaigzne neu aufgelegt. Die vorliegende Übersetzung  
richtet sich nach der Ausgabe von 2014.

Das Motto von F. Scott Fitzgerald auf S. 11 stammt  
aus *Der große Gatsby*, übersetzt von Johanna Ellsworth,  
Nikol Verlag, Hamburg 2019.

Die Übersetzung und Publikation dieses Buchs  
wurden von Latvian Literature und dem lettischen  
Kulturministerium gefördert.



Kultūras ministrija

1. Auflage 2022

© 2022 by mareverlag, Hamburg

Lektorat Angela Volknant

Einband- und Schubergestaltung

Nadja Zobel, Petra Koßmann / mareverlag

Einband- und Schuberabbildungen

© Liz Somerville. All Rights Reserved 2022 / Bridgeman Images

Typografie Iris Farnschläder, mareverlag

Schrift Verdigris

Druck und Bindung Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-86648-658-4



[www.mare.de](http://www.mare.de)

## INHALT

### DAS BETT MIT DEM GOLDENEN BEIN

7

Ahnentafel der Familie Vējagals

8

### ANHANG

539

Nachwort

541

Zeittafel zur lettischen Geschichte

577

Aussprache lettischer Wörter

583

Anmerkungen

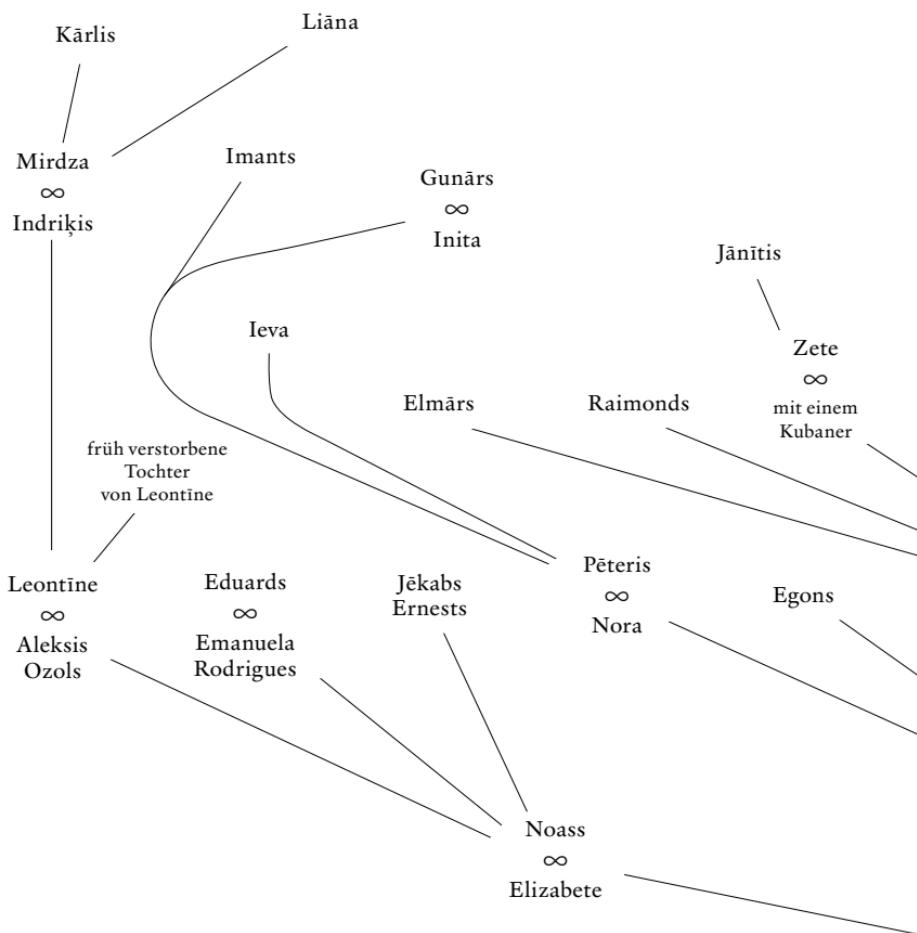
585

Viten

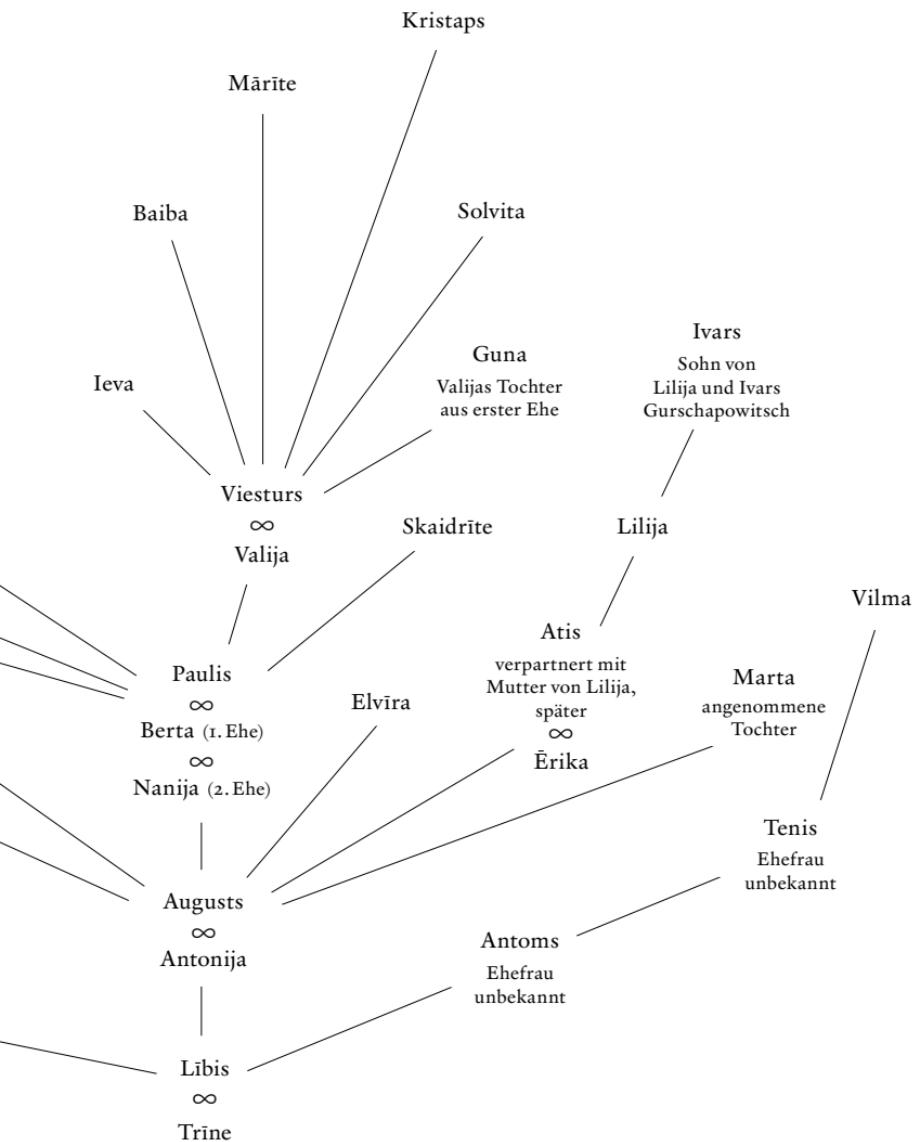
607



# DAS BETT MIT DEM GOLDENEN BEIN



AHNENTAFEL  
DER FAMILIE VĒJAGALS





Herakles mistete einen Stall aus, erwürgte eine Hydra und erledigte noch diverse andere Heldenataten, damit das Leben besser und schöner würde.

*Aus einem Schulaufsatz*

So rudern wir weiter gegen den Strom,  
unaufhörlich der Vergangenheit entgegen.

*F. Scott Fitzgerald*



## KAPITEL 1

Amals, als wir, die wir mit dem Stamm der Vējagali fester oder loser verwandtschaftlich verbandelt sind, von der Nachricht überrascht wurden, dass Noass' Gold tatsächlich aufgetaucht war, sickerten nun viele Legenden, die Vējagalis Großmütter, manchmal auch die Großväter, von Generation zu Generation weitergegeben hatten, durch Schichten von Gleichgültigkeit. Sagenhafte ferne Ereignisse bekamen einen Beiklang von Wirklichkeit, in Legenden versunkene Gestalten wurden wiedererweckt und klopfen an unsere Herzen. Das Interesse an den Geschicken der Vējagali im Wandel der Zeiten war erwacht. Eilig ging man auf die Suche nach verlorener Verwandtschaft – Vetter suchten Basen, Großonkel Großtanten. Eine unbekannte Stimme im Telefonhörer erkundigte sich zu nächtlicher Stunde, von welchen Vējagali man abstammte, von denen, die in Ilguciems wohnten, oder von denen, die nach Livland übergesiedelt waren.

Ungefähr ein Jahr nach Paulis' legendärem Tod im Kampf mit dem Blitz, der in das Dach der Festung sowie in fünf in der Nähe stehende Bäume einschlug, lichtete auch dessen Bruder Pēteris, ein im Gegensatz zu Paulis unbedeutender, leicht zu übersehender Sonderling, den Anker. An seinem Tod, genau wie an seinem Leben, war nichts Bemerkenswertes. Der Messerschleifer des Konservenkombinats verheimlichte seine Probleme beim Wasserlassen so lange, bis sich Urämie einstellte und

man die aufgedunstenen Hände nur noch über der Brust der Leiche falten konnte. Sein Begräbnis dagegen wurde zu einem grandiosen Ereignis. Der frisch entflammte Gemeinschaftsgeist bewirkte Wunder. Aus Riga trafen sieben Schiguli, zwei Wolgas und zwei Autobusse mit der Aufschrift »Sonderfahrt« ein. Nicht nur einander fremd gewordene Liebste und Nächste versammelten sich, um einen der Ihren zu beerdigen, auch Vējagali, die sich in diesem Leben noch nie die Hand gedrückt hatten, waren darunter. Die Festung hatte damals wieder ein Dach, und Viesturs Vējagals, Vater von fünf Mädchen, richtete den Leichenschmaus aus. Als der Agronom der Kolchose am folgenden Morgen Viesturs nach seinem Befinden fragte, antwortete der, das Verwandtentreffen sei friedlich verlaufen, nur sein Hund, den der Trubel erschreckt hatte, sei winselnd davongerannt und bisher noch nicht wiederaufgetaucht.

Das Verdienst, die Vējagali ausfindig gemacht und zusammengebracht zu haben, gebührt Skaidrīte Vējagala, Paulis' Tochter, die, nachdem sie einige Jahre als Skaidrīte Pšeņepšicka gelebt hatte, einen Scheidungsantrag einreichte und gleichzeitig um Erlaubnis ersuchte, ihren Mädchenamen wieder tragen zu dürfen, für den sie plötzlich eine früher nie bekannte Liebe entdeckt hatte. Als sie sich dem Rentenalter näherte, verstärkte sich diese Neigung noch. Die Arbeit in der Krankenhausapotheke erschien ihr eintönig und viel zu nüchtern. Erbauung und Befriedigung fand sie in den vergilbten Papieren und Büchern des Archivs, wo sie bisher ungelüfteten Geheimnissen des Stamms der Vējagali auf der Spur war. An ihren freien Tagen suchte Skaidrīte frühere Wohnorte der Vējagali auf. Sie fuhr kreuz und quer durch Lettland, irrte im Sommer auf Pfaden, die schon lange kein Mensch mehr entlanggegangen war, stapfte im Herbst durch den Schlamm und purzelte im Winter durch den Schnee, um für eine noch ungeklärte Annahme Beweise zu finden, um

einen bisher unbekannten, noch frei herumlaufenden letzten Vējagali-Mohikaner aufzuspüren. Aus entwirrten Schicksalsfäden, aus dem Abglanz verblasster Leben entstand so Fädchen für Fädchen, Knötchen für Knötchen, Skaidrītes Lebenswerk an der Wand ihres Zimmers: der Stammbaum der Vējagali, oder, wie sie es nannte, die Ahnentafel.



## KAPITEL 2

**F**in Fronbuch aus der Schwedenzeit weist als ersten bekannten Vorfahren von Noass und Augsts einen Tenis vom »Wehje galle« am Burtnieker See auf, also Tenis vom Windende. Ob diese Bezeichnung sich auf ein Gehöft oder auf eine Ecke des Sees bezog, wo es besonders stürmisch war, ist heute schwer zu sagen. Der Schwarze Tod raffte die Familie dahin, nur der Nachzügler Ansis blieb am Leben. Drei Tage und drei Nächte saß Ansis in einer Eiche am Rand der Chaussee und wartete auf das Erscheinen einer Menschenseele. Am vierten Tag fuhr ein Weber aus Piebalga vorbei, den fast der Schlag traf, weil er Ansis für den Sohn der Pest hielt. Da aber Ansis' strohblondes Haar ihn als einen Spross des Stamms der Vējagali auswies, nahm ihn der Mann schließlich doch in seinem Wagen mit.

In Piebalga wächst Ansis zu einem strammen Burschen heran und erntet weithin Ruhm für seine meisterlich gezimmerten Webstühle und feinen Drechslerarbeiten. Die Gegend von Piebalga sticht zu jener Zeit auch anderweitig hervor. Ihre Bewohner verkaufen ihre Leinenstoffe rund um die Welt und schauen sich überall ab, was neu und gut ist. Sie sind die Ersten, die in Livland Kartoffeln anbauen, die Ersten, die Schornsteine auf ihre Dächer setzen. Auch die im fernen Böhmen und Mähren entstandene Herrnhuter Brüdergemeine entdecken sie für sich, und diese Bewegung ist so recht nach ihrem Herzen. In der Kirche weiß der Pastor nur mehr den Zehnten einzufordern,

und die Kanzel ist zu einem Ort der Schmähungen verkommen. Bei den Zusammenkünften der Brüdergemeine erquicken die Prediger die vom Frondienst für fremde Herren ermatteten Seelen und rufen zu einem Leben in Würde und Anstand auf. Ansis gefällt aber vor allem, dass hier Brüder von nah und fern zusammen treffen, dass kluge Gedanken ausgetauscht werden und der Gemeinschaftssinn gestärkt wird.

Wie es Brauch ist, bestimmt die Gemeine für Ansis eine Braut. Das Los fällt auf Rozālija, die Tochter des Gemeineältesten Andžs Reinbuks. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass sie hässlich gewesen wäre oder vom Alter her nicht zu Ansis gepasst hätte. Allerdings sind Zeugnisse erhalten geblieben, wonach Andžs Reinbuks bei einer Zusammenkunft mit dem Erlöser gesprochen haben will und Erscheinungen hatte. Rozālija sehe sich als Braut Jesu. Sicher ist jedoch eins: Ansis flieht nach Cēsis. Ledig, denn schon bald nach seinem Eintreffen in der Stadt wird an drei Sonntagen das Aufgebot verkündet, und am Pfingstmontag werden Ansis Vējagals und Anna Lejasķersta getraut. Dies ist das erste Mal, dass der Ortsname Vējagali als Nachname festgehalten wird.

Diese weit zurückliegenden Ereignisse wären nicht erwähnenswert, wenn sich darin nicht schon deutlich die Gene der Vējagali abzeichneten hätten, die die Geschicke des Stamms fortan steuern sollten, die gewissermaßen die Vorbedingungen dafür schufen, dass Noass ständig auf der Suche nach neuen Ideen war, dass Augsts dem geteilten Haus ein gemeinsames Dach aufsetzte, dass Eduards Vējagals alias Edward Wagle auf der Bühne der Welt die Weichen der Macht veränderte und Viesturs Vējagals sich mit der Flinte in der Hand dem Traktoristen entgegenstellte, der sich erdreistet hatte, durch das Roggenfeld zu fahren.

Um zu jener Zeit vom Landsitz eines Gutsherrn wegzulau-

fen, musste man ein selbstbewusster, unternehmungslustiger, heißblütiger Sturkopf sein, und zweifellos ein bisschen verrückt. Ansis Vējagals gelang die Flucht, er entkam dem Fußblock und den in Salzwasser eingeweichten Ruten. Nach dem Nordischen Krieg lagen die Städte Livlands in Trümmern und waren wie leer gefegt. Für einen guten Handwerker war der Hohe Rat bereit, die Schuld des »Versteckens und Unterhaltens eines Leibeigenen« auf sein Gewissen zu laden. Denn wie Paulis Vējagals zweihundert Jahre später beim Bier im Krug von Zunte sagen sollte: »Die Wahrheit mag hundert Arme und Beine haben, doch auf zwei Bäume gleichzeitig klettern kann sie ebenso wenig wie ein Mensch.«

Die russische Kaiserin Elisabeth schenkte die Burg von Wenden ihrem Reichskanzler Graf Bestuschew-Rjumin. Der Graf betrachtet sich daraufhin als Eigentümer nicht nur der Burg, sondern auch der Stadt. Er lässt die Straßen von Wenden zu Äckern umpfügen und mit Hafer bestellen, wobei er droht, jeden zu erhängen, der die Aussaat anrührt. Die Städter aber ergeben sich nicht und beginnen einen Kampf. Vier Jahre lang hat Vējagals friedlich als Stellmacher und Zimmermann gearbeitet und der Stadt Steuern gezahlt. Nun zieht sich die Schlinge um seinen Hals zu. Die Männer des Grafen suchen einen »Hans Weh jegall« und erwischen Ansis beinahe auf der eingesäten Straße nahe dem Tor zu seinem Haus. Vējagals rennt in den Stall. Der Feldjäger lässt an der Tür bewaffnete Wachen zurück und reitet zur Polizei zum Pristaw. Der Pristaw kommt, die Wachen schlagen mit Schwertern ans Tor.

»Komm heraus, Teufelsviech, sag, warum du den Hafer des Grafen zertrampelst!«

Kein Mucks zu hören.

»Er ist da drinnen, ich habe selbst gesehen, wie er hineingelaufen ist«, sagt der Feldjäger.

In diesem Augenblick springt aus dem Stall mit Gebrüll ein Stier heraus. Er trägt Vējagals' Rock und an den Hinterbeinen Vējagals' Hosen.

Ob sich das nun wirklich so zugetragen hat, wissen wir nicht. Doch Skairīte Vējagala schwört mit erhobener Hand, dass die Quellen zuverlässig sind. Auf jeden Fall ist ein gewisser Hang zur Mystifizierung bisher in jeder Generation der Vējagali zu finden. Zum Beispiel hat Zete Vējagala, die Tochter von Paulis Vējagals, als sie in Moskau Filmwissenschaft studierte, einen Kubaner geheiratet und ist mit ihm weggegangen. Wohin? Na, nach Havanna natürlich, wohin sonst. Inzwischen ist Zete Vējagala zurück in Riga. Sie wohnt in Imanta-3 und fährt mit dem Motorrad auf die andere Seite der Stadt nach Šmerlis zur Arbeit im Kinostudio. Ihr Sohn Jānis Vējagals ist dunkel wie eine Backpfanne.

»War denn sein Vater auch schwarz?«

»Gar nicht.«

»Woher kommt das dann?«

»Schwer zu sagen, ist wohl nur vorübergehend.«

Ansis Vējagals verschwindet aus Cēsis und taucht später mit Frau und Kindern in Ilguciems auf. Der reichste Mann von Riga, Johann Steinhauer oder Jānis Akmenkalis, hat dort am Oberlauf der Düna eine Flößerei. Vējagals kann geschickt mit Axt und Meißel umgehen. Genau so einen Mann braucht Steinhauer für seine Bauten. Über Ansis Vējagals' weiteres Geschick gibt es wenig Aufzeichnungen. Bekannt ist nur, dass er im zweitund siebzigsten Lebensjahr an einem windigen Sonntag im Oktober beim Übersetzen über die Düna ertrinkt. Er hinterlässt eine Witwe, zwei Söhne und zwei Töchter, vier Enkelsöhne und fünf Enkeltöchter sowie drei Urenkel.

Zweihundert Jahre später wird Irma Kukuvara dem Museum der Marineschule von Ainaži ein altes Gesangbuch mit leder-

bezogenem Holzeinband schenken. Auf der vorderen Innenseite wird man deutlich die Unterschrift lesen können: »Ans Weh-jegall«. Etwas tiefer steht in derselben Handschrift in großen, klar gezeichneten Buchstaben: »Bauholz muss man im Januar und Februar schlagen. Laubbäume im alten Licht, an trockenen Tagen, Nadelbäume bei Neumond.«



## KAPITEL 3

**L**iner von Ansis Vējagals' Ururenkeln ist Lībis Vējagals, der Vater von Noass, Augsts und Antoms. In der Gegend von Zunte ist er zunächst bei Baron von Fersen als Sachverständiger für Holzsortierung angestellt, macht sich aber bald selbstständig als Lieferant für Masten an die Kronstädter Werft. Erhaltenen Aufzeichnungen zufolge hatte er eine geradezu mystische Begabung für seine Tätigkeit. Einmal zum Beispiel habe er sich bei einer Wette mit zwei holländischen und zwei deutschen Meistern die Augen verbinden lassen und rein durch Tasten die Fichtenstämme ausgewählt, die sich nach Überprüfung tatsächlich als die stärksten erwiesen. Dafür habe der Konteradmiral ihm eine Mütze geschenkt, die er nur vor Gott, dem Kaiser und dem Admiral abnehmen müsse.

Lībis blieb ziemlich lange Junggeselle, dann fand er in Riga seine Braut Trīne, Tochter eines reichen Schiffers und Lachsfrischers. Es gab Streitigkeiten um die Aussteuer. Lībis, ein echter Vējagals, fackelte nicht lange und nahm Trīne so, wie sie war, zu sich nach Zunte, mit nur einer Aussteuertruhe voll Kleider. In der dritten Nacht nach der Hochzeit soll Trīne Lībis' Bett unbequem geworden sein. Sie habe ein Pelzmäntelchen auf die Aussteuertruhe gelegt und darauf geschlafen. Das Bett habe sie fürderhin verschmäht. Auf der Truhe empfing sie ihren Mann, auf der Truhe brachte sie Noass, Augsts und Antoms zur Welt, auf der Truhe starb sie, im Sterben ihren eigenen Namen aus-

rufend: »Trīne! Trīne! Trīne!« Vielleicht tat sie das, um den Namen zu hören, den die anderen schon lange vergessen hatten, da sie von allen nur Brāķeriene, die Frau Holzsortiererin, genannt wurde.

Anfangs lernte auch Noass Vējagals das Fach der Holzsortierung. Als er zwanzig Jahre alt war, schickte ihn sein Vater einmal in einer dringenden Angelegenheit auf dem Landweg nach Reval. Das Geld für den Rückweg wurde ihm sicherheitshalber in die Hose eingenäht. In Reval erledigte er alles bestens. Ein billiges Nachtquartier fand sich bei der hübschen Witwe eines Seemanns. Bis Mitternacht etwa behielt Noass seine Hose an, dann wurde ihm zu warm. Plötzlich rief die Witwe mit unheilvoller Stimme aus: »Schnell weg jetzt, mein Freund, ich glaube, mein Alter kommt zurück!« Noass fand sich auf der Straße wieder, und ein bäriger Rohling warf ihm durchs Fenster die Hose hinterher, wobei er natürlich sein Schmerzensgeld einbehielt. Noass wanderte am Hafen entlang, wischte sich die Tränen weg und dachte: Ich kann nicht mehr nach Hause, ich kann den Leuten nicht mehr unter die Augen treten. Ich geh ins Wasser! Schließlich erklärte sich ein estnischer Kapitän bereit, ihn als Pumper auf sein Schiff zu nehmen. In den Hafen von Zunte würde er nicht einfahren, er käme jedoch nahe genug vorbei, dass ein kräftiger junger Mann, wie Noass es war, in fünf Minuten ans Ufer schwimmen könne.

Dieses Ereignis genügte, um Noass für die Seefahrt zu entflammen. Er fuhr nicht nur an Zunte vorbei bis nach Riga mit, er nahm auf dem Rückweg auch noch einen Umweg über Dagö in Kauf und gelangte dann über Pernau nach Hause.

Die rührselige Szene am Hafen mag allerdings nicht so recht zu dem Bild passen, das wir durch die Erzählungen der Zeitgenossen von Noass' Charakter gewonnen haben. Es ist daher wahrscheinlicher, dass die Tränen nur ein Trick waren, um ans

Ziel zu kommen. Möglicherweise ihm selbst damals nicht zur Gänze bewusst. Als er sich einige Jahre später seinen ersten Gaf-felschoner baute, einen Zweimaster, während er gleichzeitig die neu eröffnete Marineschule von Ainaži besuchte, und sich von der Witwe (diesmal einer echten) Emma Kukuva »für ein paar Tage« die siebenundneunzig handgezeichneten Seekarten des verblichenen Otto Kukuva auslieh, wusste Noass zweifellos, dass die Tränen in seinen strohblonden Wimpern ein Mittel zum Zweck waren. Er dachte gar nicht daran, die Karten zurückzugeben, und hinterließ ruhigen Gewissens das Gesangbuch der Familie zum Pfand, das jetzt im Museum aufbewahrt wird.

In Zunte versuchten sich damals viele im Schiffsbau. Es war verlockend. Krišjānis Valdemārs hatte in Petersburg erreicht, dass für den Bedarf der Handelsflotte in den Wäldern der Krone praktisch umsonst Holz geschlagen werden durfte. Den Schiffsbauern stand unentgeltlich Beratung durch Ingenieure und technische Aufsicht zu. Zudem stellte es sich bald heraus, dass man mit Transporten übers Meer eine Stange Geld verdienen konnte. Auch die Mannschaft war schnell zusammen, die Burschen von der Küste rissen sich darum, zur See zu fahren.

Noass Vējagals steht bei dieser neuen Entwicklung an vorderster Front. Vier oder fünf Jahre lang durchkreuzt er die Ostsee, dann nimmt er als erster Zunter im Gouvernement Åbo-Björneborg eine Fracht Leinen für England auf, und im Herbst, als Gerüchte über den Untergang der Livländer kursieren, geht er zu Hause mit einem fantastischen Gerät in der Hand (einem Regenschirm) und einem angeketteten Äffchen auf der Schulter an Land. Im folgenden Frühjahr handelt Noass in Cardiff eine vorteilhafte Fracht nach Spanien aus, und auch von dort kehrt er nicht direkt zurück, sondern fährt die afrikanische Küste entlang bis nach Dakar. Von Zeit zu Zeit erhält Noass' Frau Elizabete eine bunte Postkarte mit fremdartigen Briefmarken, und

dann geht jedes Mal eine Brise begeisterten Aufatmens durch Zunte. Männer begrüßen einander mit der Frage: »Was Neues von Noass?«

Dieses Mal kehrte Noass erst im dritten Herbst zurück, und die Zunter erkannten ihn kaum wieder. An Land stieg gemessenen Schrittes ein schwergewichtiger Mann, dessen kupferbraunes Gesicht von einem hellen, nach neuester Mode getrimmten Lockenbart eingerahmmt wurde: mit einer Kerbe in der Mitte wie bei Andrejs Pumpurs. Und erst die Kleidung! Noass trug eine blaue Uniform aus feiner englischer Wolle mit goldenen Knöpfen, die in der Sonne blitzten. Wie auch immer er sich drehte, die goldenen Knöpfe leuchteten nach allen Seiten. Der Kohlmichel behauptete, dass es insgesamt zwölf Knöpfe seien, aber der stadtbekannte Schlaumeier Jānis Kleperis, der in einer Vollmondnacht gemeinsam mit Noass aus der Kneipe gekommen war und für ein natürliches Bedürfnis beim Kantigen Stein gestanden hatte, erzählte, dass da noch mehr Knöpfe seien, mindestens vier an der Hose.

Anfangs schwätzten die Leute nach Noass' Ankunft nur über die Geschenke, die er mitbrachte. Über die in einen Krokodilschwanz eingearbeitete Petroleumlampe mit dem Schirm aus roter Seide und über die Musikbox, die zu spielen anfing, sobald man einen silbernen Halbrubel auf den Deckel legte; wenn das Lied zu Ende war, erschien am Rand der Box ein kleiner Teufel, der das Geldstück durch einen Schlitz hineinstieß. Die Kommode von Noass' Frau Elizabete zierten Glaskugeln, in denen, wie in Eis erstarrt, bunte Blüten trieben. Mehr als eine Kapitänsfrau in Zunte war stolze Besitzerin ausländischer Umschlagtücher, doch Elizabete konnte sich nun mit einer echten Spitzenmantilla schmücken. Wenn sie – hochgewachsen und stattlich, mit gereckten Brüsten und stolz erhobenem Kopf – den Zuntern in ihrer Pracht auf der Straße entgegenkam, fühlten sich viele

Männer an ein Schiff mit vollen Segeln erinnert. Vielleicht sahen sie Elizabete deshalb insgeheim als die Verkörperung des Ideals einer Kapitänsfrau an, und mit natürlichem Neid, jedoch ohne Missgunst akzeptierten sie, dass Elizabete zu Noass gehörte. Auch er war gewissermaßen ein Ideal, das Zentrum, um das sich das Ungewöhnliche und Neue drehte. Wenn man auch nicht alles verstand, was Noass tat, musste man sich darüber doch nicht den Kopf zerbrechen. Noass fragte niemanden um Rat. Sicher war es gefährlich, eine Frau wie Elizabete jahrelang allein am Ufer zurückzulassen. Erschwerend kam hinzu, dass im Haus der Vējagali noch Noass' Bruder Augsts seine Wirtschaft hatte, ein strammer Bursche, der sich schwertat, eine Braut zu finden.

Kaum war ein Gerücht verstummt, kam das nächste auf: Noass wolle vor dem Frühling eine dreimastige Barke bauen. Nun grüßten sich die Männer mit der Frage:

»Und, baut er sie?«

»Klar baut er sie! Über den Ozean auf die Antillen wird er segeln, nach Südamerika! Hin mit Schmiedekohlen, zurück mit Kakaobohnen. Geld wie Heu! Nur ist die Fracht überaus gefährlich: Wenn Wasser in den Frachtraum gerät, quellen die Bohnen und sprengen das ganze Schiff in Fetzen.«

In Wirklichkeit hatte Noass noch größere Pläne, und er sprach offen darüber.

»In der heutigen Schifffahrt kann ein gut geführtes Schiff in einem Jahr ein neues Schiff einfahren«, erklärte Noass den Männern. »Yokohama, Alabama! Das heißt, dass dort, wo heute zwei Schiffe sind, in einem Jahr vier sein können, in zwei Jahren acht, in drei Jahren sechzehn! Wir wohnen am Meer, das ist unser Trumpf. Wir brauchen weder Landgüter noch Fabriken, um reich zu werden. Wir müssen Schiffe bauen. Wir müssen Reedereien gründen. Wir müssen Banken eröffnen. Wir brauchen einen Hafen mit Eisenbahnanschluss. So ist das heute.«

Als sie am Weihnachtsabend beim Punsch saßen, erklärte Noass in gewohnt belehrendem Ton seinem Bruder Augsts, dass der am besten das väterliche Haus verkaufen und das Geld im aussichtsreichen Seegeschäft anlegen solle. »In zwei Jahren könnten wir zusammen acht Schiffe haben, ein Jahr drauf sechzehn und nach noch einem Jahr zweiunddreißig. Das Geld fällt uns von selbst in die Taschen, so eine Gelegenheit darf man sich nicht entgehen lassen.«

»Ich bin nicht für die See gemacht. Wenn ich keinen Boden unter den Füßen habe, dreht sich mir der Magen um, und die Zunge hängt mir herunter bis zum Boden«, antwortete Augsts.

»Ganz egal, du musst ja nicht zur See fahren. Bau Schiffe. Jedes Jahr verdoppelt sich dein Kapital. Yokohama, Alabama! In zehn Jahren wird in Zunte alle drei Tage ein Schiff vom Stapel laufen. Wenn wir sie nicht bauen, werden andere es tun.«

Augsts zuckte die Schultern und hielt sein geschliffenes Punschglas wie ein rohes Ei in der Hand. Auf der anderen Seite des Tischs machte Elizabete ein Gesicht, als hätte sie das Gespräch der Brüder gar nicht gehört. Sie interessierte sich mehr für den sanften Schein der Kerzen am Weihnachtsbaum. Elizabetes Wangen röteten sich, die hohen Brüste bebten. Erst nach einer Weile glitt ihr Blick über die Männer.

»Ich verkaufe meinen Anteil nicht«, antwortete Augsts hart. »Wir haben das Land dem Gutsbesitzer zum Bewirtschaften abgekauft. Jetzt brauchen wir neue Gebäude.« Er raufte sich mit den Fingern seiner freien Hand die blonden Haare und fügte höhnisch hinzu: »Einer muss ja auch Getreide für das Brot anbauen, das ihr auf euren hundert Schiffen esst. Oder wollt ihr an den Ankerketten knabbern?«

Im nächsten Frühling, als das Eis in der Bucht schmolz, war der Dreimaster fertig. Als Erstes schickte Noass die *Livländer* mit einem angeheuerten Kapitän nach England aus, dann traf

er Vorbereitungen für seine eigene Reise. Der Stapellauf wuchs sich zu einem Fest aus, wie es die Zunter noch nicht erlebt hatten. Noass wollte um jeden Preis, dass seine Barke nicht von ihm selbst getauft wurde, wie es üblich war, sondern von drei Pfarrern. Die zwei Luschen unter ihnen, die ihr Geld allein für ihre Gegenwart bekamen, sollten diese Art, leicht zu Geld zu kommen, später mit dem griechischen Wort *halturos* bezeichnen, ohne zu ahnen, dass sie damit sowohl als Begründer dieser neuen Art des Verdiensts wie auch als Schöpfer eines neuen Wortes in die Geschichte eingehen würden.

Noass' Frau Elizabete hatte die Ehre, am Rumpf der Barke eine Flasche französischen Schaumweins zu zerschlagen. Die in ein Band gewickelte Flasche zerschellte nicht, sondern glitt an der frisch geteerten Bordwand entlang, kam kurz zum Stillstand und schwang zurück. Viele hielten das für ein böses Omen. Als am Morgen des Auslaufens aus unbekannten Gründen im Frachtraum ein Feuer ausbrach, das allerdings schnell wieder gelöscht werden konnte, schulterten zwei der Mannschaft ihre Seekisten und zogen ihre Mützen.

Noass' Uniform mit den goldenen Knöpfen sah beim Abschied etwas schmuddelig und verräuchert aus. Elizabete hielt sich gut, wie es einer Kapitänsfrau anstand, nur dass ihre sonst so rosigen Wangen diesmal bleich wie die einer Mondsüchtigen waren. Während Noass noch etwas auf dem Schiff überprüfte, stand sie neben Augsts am Ufer und schien die Schneewirbel nicht zu bemerken, mit denen der eisige Nordwind die schnell dahinziehenden dunklen Wolken mit dem weißen Land zusammennähzte.

»Nun also«, sagte Noass, als er Augsts die Hand gab, »ich mache meinen Erbteil zu Kapital. Wenn du willst, kauf ihn mir ab, wenn nicht, such dir einen Nachbarn nach deinem Geschmack. Wenn ich in drei Jahren wieder hier bin, legst du das

Geld auf den Tisch. Du, Elizabete«, er hielt sie fest an den Schultern, »wohnst eine Zeit lang in Riga bei Mutter.«

»Wie viel muss denn auf den Tisch?«, fragte Augsts.

»Der Wert für Land steigt derzeit nur ungefähr fünf Prozent pro Jahr. Yokohama, Alabama! Also, bleibt gesund und adieu!«

Noass zog Elizabete etwas in die Höhe, als wäre sie eine rutschende Last. In dem Moment wurde sie knallrot. Auch Augsts wurde rot, vielleicht als verspätete Reaktion auf die Nachricht von der Hausteilung. Womöglich errötete er auch deshalb, weil sein Bruder vor aller Augen seine Frau abküsst, aber das scheint etwas unglaublich. Die Röte jedenfalls blieb in Augsts' Gesicht, und als Noass seine Frau losließ und es bemerkte, errötete auch er. Er ging sofort an Bord und ließ den Anker lichten. Dadurch schaffte Elizabete es nicht, ihm den Geranienzweig zu überreichen, den die Kapitänsfrauen speziell für diese Gelegenheit im Haus zum frühen Blühen zu bringen wussten.

Nach einiger Zeit trafen in Zunte wieder Briefe von Noass ein. Die Barke habe im Atlantik bei Windstärke 10 die große und die kleine Fock verloren, habe aber solche Fahrt aufgenommen, dass die Nägel am Kiel heiß wurden. Im Golf von Mexiko öffne sich das Meer bei einem Erdbeben bis zum Grund, sodass man die Gerippe untergegangener Schiffe sehen könne. Doch sonst lebten sie »wie immer, Hauptsache, der Liebe Gott schenkt uns Gesundheit und geizt auch nicht mit Stärke, was ich auch Dir wünsche. Jetzt und immer, Dein Noass Vējagals.«

Elizabete schrieb Noass, wie üblich, über das Leben in Zunte, über Veränderungen im Garten, über das Wetter, das Essen und ihre Handarbeiten. Manchmal erzählte sie von ihren Träumen und am Himmel erblickten Zeichen. Über den Landverkauf schrieb sie kein Wort.

Zum Herbst hin teilte Elizabete ihm in einem Brief eine Neuigkeit mit: Sie erwarte ein Kind. Da sie die Schwangerschaft re-

lativ problemlos ertrage und weder braune Flecken noch weiche Haut im Gesicht bekommen habe, hoffe sie auf einen Sohn. Noass war gerade auf der Südhalbkugel, irgendwo im Gebiet des Golfs von San Matías; die Zustellung von Briefen brauchte lange und wurde oft unterbrochen. Kurz vor Weihnachten erfuhr er, dass Elizabete nach Riga zu ihrer Mutter gezogen sei, »zur Sicherheit und damit die liebe Seele ihre Ruhe findet«. Im folgenden Juni erhielt er im brasilianischen Porto Alegre die freudige Nachricht, dass ihm tatsächlich ein Sohn geboren und auf den Namen Jēkabs Ernests getauft worden war. Diesen Brief hatte Elizabete allem Anschein nach in großer Eile geschrieben, wohl noch benommen vom Geburtsgeschehen, denn er erhielt keine genaueren Informationen. Auf dem Papier befanden sich lediglich ein paar Zeilen in krakeliger, ungleichmäßiger Handschrift. Wo Elizabete doch so akkurat war! Sie hatte sogar vergessen anzugeben, wann genau Jēkabs Ernests zur Welt gekommen war, oder auch nur, wann sie diesen Brief geschrieben hatte.

Noass suchte schon nach Papier, um seiner Frau zu antworten, überlegte es sich aber anders. Er hatte die Adresse seiner Schwiegermutter vergessen. So verging ein ganzes Jahr. Auch von Elizabete erreichten ihn keine neuen Nachrichten, denn die Barke hielt sich nicht mehr an die geplante Route. In Venezuela war wieder einmal Krieg ausgebrochen. Die Fahrt durch die Blockade war riskant, aber einträglich. Zwei Fahrten zwischen Haiti und Caracas gelangen Noass, beim dritten Mal schossen die Kanonen vom Ufer aus der Barke achtern ein Loch, durch das ein Heuwagen gepasst hätte. Dazu schlügen ihm Splitter das linke Ohr ab und ruinierten ihm beinahe die Männlichkeit.

Im dritten Jahr, als Noass in Jamaika eine Ladung Nelken für Lissabon aufnahm, schrieb er an seinen Bruder Augsts, um seine Rückkehr anzukündigen und gleichzeitig Elizabetes Adresse zu erfahren. In Amsterdam erhielt er die Antwort. Augsts ver-

lor noch immer kein Wort über die Teilung des Erbes, beschrieb aber die allgemeine Lebenssituation breit und farbig. Ach ja, und er dürfe nicht vergessen zu sagen, dass Noass seiner Elizabete ruhig an diese Adresse schreiben könne, denn sie sei nach Zunte zurückgekehrt. Der Junge sei schon ein großer Esser geworden, die Brust reiche ihm nicht mehr, da wär er auf dem Land besser aufgehoben, wo es immer frische Milch gab und die Luft eine völlig andere war. »Überhaupt versteht Elizabete nicht, warum Du ihr nicht schreibst, und es ist auch wirklich etwas komisch. Daher will ich Dir berichten, dass wir alle bei guter Gesundheit sind und in Gottes Gnade leben, was wir auch Dir wünschen. Stets der Deine, Augusts Vējagals.«

Auch von dieser Reise brachte Noass reiche Geschenke mit, doch sie brachten die Gemüter nicht mehr in Wallung. Die guten Stuben der Zunter waren vollgestopft mit allen Weltwundern: borstigen Korallen und rosa schimmernden Muscheln, schwedischen Barometern und amerikanischen Thermometern, Speeren von Schwertfischen und Panzern von Riesenkrebsen. Die Frauen der Seefahrer trugen fremdländische Kleider, und ihre Kinder spielten mit fremdländischem Spielzeug. Mikelsons hatte seinem Bengel aus London ein riesiges Hochrad mitgebracht, und im Krug von Stadals, den die Männer nach neuer Mode immer häufiger ihren »Klub« nannten, gab es ein mechanisches Klavier, einen Billardtisch und eine Kaffeemühle, die durch einen Tretmechanismus betrieben wurde.

Noass' Ankunft wurde diesmal besonders aufmerksam verfolgt. Der Knall des Kanonenschusses im fernen Venezuela war bis nach Zunte durchgedrungen. Es hieß, er habe Noass nicht nur ein Ohr abgerissen, sondern auch das Trommelfell gesprengt, sodass er von nun an bis zum Grabe ein Hörrohr benutzen müsse. Ferner erzählte man sich, seine Haut sei an der Stirn gegerbt und seine Kiefermuskulatur gelähmt, die linke Ba-

cke sei vom Pulver ganz zerkratzt, und die Haare stünden ihm zu Berge. Sicher war jedenfalls, dass Noass im Hafen von Taphchula bei einem jüdischen Händler für ein Heidengeld ein Porzellanohr bestellt hatte, das entweder mit Kautschuk angeklebt oder mit einem in die Haut gepflanzten goldenen Bügel befestigt wurde. Über die Verletzung »zwischen Nabel und Knie« kursierten nur nebelhafte Spekulationen. Aus verständlichen Gründen erörterten Frauen dieses Thema nicht in Gesellschaft. Das erhöhte die Aufmerksamkeit nur noch mehr. Mutmaßungen, dass Noass' männliches Attribut auf die Hälfte gekürzt worden sei, wurden durch versteckte Andeutungen über die gespenstischen Ausmaße des Schadens noch schauriger. Als Familienmensch könne man Noass nun natürlich abschreiben, denn was heil sein muss, muss heil sein und nicht in fünf Teile zerfleddert.

Entsprechend groß war die Überraschung bei seinem Empfang, als an Noass keine größeren Veränderungen festzustellen waren. Als Erstes fiel seine traditionelle Uniform mit den Goldknöpfen in den Blick. Selbst wenn man annahm, dass diese Uniform neu war, also erst kürzlich erworben, und daher keine Folgen der Explosion davongetragen hatte, konnten die Zunter das Erscheinungsbild von damals doch mit dem gegenwärtigen in Übereinstimmung bringen. Das Ohr, ja, das Ohr hatte tatsächlich gelitten. Doch das lange Lockenhaar verbarg den Schaden zum Teil. Und schließlich war Noass kein Krämergeselle, der ein Ohr brauchte, um den Bleistift dahinter zu klemmen.

Elizabete empfing ihren Mann hoheitsvoll, mit zurückhaltender Sanftmut und jener weiblichen Lieblichkeit, die jungen Müttern zu eigen ist. Den kleinen Jēkabs Ernests, dessen strohblondes Haar schon von Weitem von seiner Zugehörigkeit zum Stamm der Vējagali kündete, hatte sie im Arm – was eine leidenschaftliche Umarmung mit dem Ehemann unmöglich machte. Dafür konnte Noass seinen Erben sogleich betrachten.